

Maria Tekülve

Abschied von Wiesken

agenda

Maria Tekülve

Abschied von Wiesken

Vier Generationen einer Münsterländer
Bauernfamilie 1850 – 2020

Roman



agenda Verlag
Münster
2023

Der Druck dieses Buches wurde mit freundlicher Unterstützung der Stadt Borken sowie des Landschaftsverbands Westfalen Lippe ermöglicht.



Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Der Roman *Abschied von Wiesken* ist eine fiktionale Geschichte, die sich an Familienerzählungen sowie Erinnerungen der Autorin orientiert. Er ist angelehnt an historisch verbürgte Ereignisse und bedient sich zahlreicher weiterer schriftlicher und mündlicher Quellen, die im Anhang vermerkt sind. Personen, Namen und viele Orte sind frei erfunden oder anonymisiert, sofern es sich nicht um öffentliche Personen oder allseits bekannte und zugängliche Informationen handelt. Die Fotos stammen aus dem Privatbesitz der Autorin, mit Ausnahme entsprechend gekennzeichnete Aufnahmen.

2. vollständig überarbeitete Auflage
© 2023 agenda Verlag GmbH & Co. KG
Drubbel 4, D-48143 Münster
Tel. +49-(0)251-799610
info@agenda-verlag.de, www.agenda-verlag.de

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-769-6

Meinen Eltern.

Der Lehrerin, die mir zu Karneval einen roten Punkt auf die Nase malte, und dem Lehrer, der einen Stapel Reclam-Heftchen in unsere Stube brachte.

Den Nachbarinnen und Tanten, die mir Süßes an den Palmzweig hängten, und der Nachbarin, die uns an einem Sonntagnachmittag in ihrem Wagen nach Essen fuhr.

Den Düsseldorfer Tanten und Onkeln für die Debatten, und der Patentante, die mir mein erstes eigenes Buch schenkte.

Inhalt

Teil I: Deepen Grund

| | |
|--------------------------------------|-----|
| Prolog, oder: Vaters Erzählungen | 10 |
| 47 Enn Enn | |
| Geschichte(n) | |
| Westmünsterland mittendrin | |
| Der Stellmacher (1850 – 1914) | 19 |
| Wandle vor Gott und sei fromm | |
| Deepen Grund | |
| Neue Welten | |
| Krieg (1914 – 1918) | 94 |
| Der Feldwebel, Reserve (1918 – 1939) | 124 |
| Unordnung | |
| Gemeinsam voran | |
| Der Geist Hitlers | |
| Zweiter Krieg (1939 – 1945) | 223 |
| Vorwärts zum Sieg | |
| Totaler Krieg | |
| Ostern ohne Glocken | |
| Schön Land | |
| Der Bauer (1945 – 1961) | 290 |
| Meine Seele tröstet sich nicht | |
| Neue Gemeinde(n) | |
| Neuer Boden | |
| Vichofer Platz | |

Teil II: Horizonte

| | |
|--|-----|
| Die Tochter (1962 – 1982) | 394 |
| Der schönste Kotten | |
| Das Ende der Brombeerhecken | |
| Inagaddadavida | |
| Die Weizenähre | |
| Die Seniorin (2000 – 2018) | 505 |
| Des Menschen Himmelreich | |
| Juninacht | |
| Epilog, oder: Frühstück am Brandenburger Tor | 524 |
| | |
| Anhang | 529 |
| Dank | |
| Anmerkungen und Quellen (Auswahl) | |
| Glossar Plattdeutsch | |
| Die wichtigsten Personen | |
| Karte von Wiesken | |

Teil I: Deepen Grund

Prolog, oder: Vaters Erzählungen

47 Enn Enn

Dass unser Hof, Deepen Grund – wie man ihn zu Bessvaarders, das heißt Urgroßvaters und Bessmoorders, das heißt Urgroßmutter, Zeiten nannte – siebenundvierzig Meter über Enn Enn liegt, das wusste ich, bevor ich so weit zählen konnte. Vater hat es mir erklärt, während Nelly und ich, aufmerksam nach vorne schauend, neben ihm auf dem kleinen Bänkchen des Treckers saßen, mit dem wir zu dritt über die Äcker und Wiesen schaukelten. Er zog eine Landkarte aus dem Kasten unter unserem Sitz hervor, dort, wo auch ein paar Werkzeuge, ein Heft mit einem Faden und Bleistift daran, ein Kännchen Öl und ein verschmierter Lappen lagen, weshalb alles, was sich in dem Kasten befand, mit einem feinkörnigen Fettfilm überzogen war. Dann faltete Vater, während wir langsam weitertuckerten, auf dem großen runden Lenkrad die Karte auseinander und zeigte mit seinem schwarzumrandeten Fingernagel genau auf die Stelle, wo wir waren: „Sühst du, siebenundvierzig.“ Wir schauten.

Irgendwo weit unter uns, erklärte Vater, sei einmal ein riesiges Meer gewesen. Was ein Meer und was Fische waren, wusste ich aus dem Bibelbuch. Denn dort waren Bilder, wie Moses mit seinem Stab einen breiten Weg durch welliges Wasser schlug. Wegen des gewellten Grundes zeigte die grüne Trecker-schnauze mal nach oben und mal nach unten, wobei wir, genau genommen, nur über frische Maulwurfshügel und grasbewachsene Kuhfladen fuhren. Alles, was Vater sagte, stimmte, denn Vater wusste alles. Siebenundvierzig Meter über dem Meer erklärte außerdem, warum unsere Adresse Wiesken Nummer siebenundvierzig war. Und auf manchen Kuverts, mit ganz alter Schrift, stand einfach nur Deepen Grund.

Auch vom Krieg und dass Vater da gewesen war, wusste ich von klein an. Denn während der Treckerfahrten hatte ich Zeit, jeden Winkel seines Äußeren zu betrachten. So zum Beispiel den schräg abstehenden rechten kleinen Finger, an dem eine breite lila Narbe vom Nagelrest bis zum Handgelenk hinunterlief. Vater reichte mir die Hand zur genaueren Betrachtung herüber, während er weiter über die Wiese ruckelte. Eine Granate sei das gewesen, so etwas wie eine große Wunderkerze. Ich verzog mein Gesicht: „Das hat bestimmt weh getan!“ Nein, sagte er, nur ein bisschen, der Finger sei ja noch dran, anders als bei Onkel Ramäker, wo der halbe Arm weg war. Seine schwarzen Bartstop-peln beobachtete ich täglich beim Wachsen, bis er sie mit dem kleinen Apparat vor dem Spiegel in der aufgestellten Klappbox abrasierte. Manchmal durfte ich mich bei den Treckerfahrten auf seinen Schoß setzen und auf die schwar-

zen Punkte seiner Nase drücken, bis er mich plötzlich mit seiner großen Hand wegscheuchte: „Jetzt ist genug!“ Ich kletterte auf mein Bänkchen zurück und hoffte auf ein Pfefferminz zum Trost. In der linken Kitteltasche hatte Vater stets eine Rolle Drops, in der rechten drei glänzende, glatte, dunkle Rosskastanien, weil sie gut gegen sein Rheuma waren.

Auch mein kleiner Finger hat eine leichte Krümmung, worauf ich sehr stolz war, denn ich bin die einzige von uns Vieren, die dieses Merkmal vorzuweisen hat. Vater sagte, dass das die Vererbung sei, das hieße, dass Eltern und Kinder immer etwas an der gleichen Stelle hätten, damit man sich immer, auch im Dunkeln, wiederfinden könne. Mutter, zum Beispiel, hat ein großes braunes Muttermal an der hinteren Wade, genau wie Helga. Und Edeltraud bekam Mutters geschwungene, rote Lippen. Franz hat drei Wirbel auf dem Kopf, zwei vorne an der Stirn, wie zwei kleine Hörnchen, und einen am Nacken, an derselben Stelle wie Vater und im Übrigen auch ich, wobei ich vorn nur ein Hörnchen, nicht zwei, habe. Manchmal, erklärte Vater, sei mehr Vater, manchmal mehr Mutter drin, oft auch noch Oma und Opa, oder sogar Bessvaader oder Bessmooder. Weshalb wir, von der kleinen Bessmooder einmal abgesehen, alle so groß und knochig seien, außerdem auch alle schlau und lieb. Aber die roten Haare von Bessvaader hat keiner von uns. Bezüglich des Wiederfindens im Dunkeln wandte ich besorgt ein, dass man den braunen Fleck und die roten Lippen ohne Licht nicht erkennen könne. Doch Vater behauptete, dass er Mutter blind mit verbundenen Augen fände, zwickte in meine Wange und richtete, nun ein Liedchen pfeifend, seinen Blick wieder nach vorn. Wenn ich genug alte Brotkrusten essen würde, würde auch ich bald so pfeifen können – flöten nannten wir das.

Nicht weit von 47 NN entfernt stand 100 NN, der Lünsberg, der höchste unserer Heimat. Als wir das erste Auto bekamen, den Ford 12 M, machten wir den Maiausflug dorthin, und Vater versprach, dass wir von dort unsere Kühe auf der Weide sehen und bei günstigem Wind Großmutter in der Küche singen hören könnten. Bei strahlend blauem Himmel rannten wir gespannt den Sandberg hoch, kniffen oben die Augen zusammen und hielten die Hände hinter die Ohren. Doch die Sicht muss schlecht gewesen sein, und der Wind blies kräftig von hinten. Was ich sah, war flaches, grünes Land, dazwischen dunkle Felder, Wald, ein paar Dörfer, Höfe und krumme Hecken. Vater streckte Arm und Zeigefinger aus. „Kiek! Da läuft Oma!“ Nur Helga, die Älteste und Gescheiteste von uns, konnte sie erkennen, sogar Nelly neben ihr. Da hatten wir noch keinen Fotoapparat, sonst hätte Vater bestimmt ein Bild geknipst. Aber die Agfa, ein Zwölferfilm für ein Jahr, kaufte Vater erst später.

„Woher weißt du, welchen Weg wir nehmen müssen?“, fragte ich. „Meine Nase“, sagte er, „meine schlaue Nase“, und schob mit dem Zeigefinger seine

Nasenspitze nach oben. „Die zeigt immer in die richtige Richtung.“ Ich wollte auch so eine Nase haben. „Wenn du groß bist“, versprach er, „bekommst du sie auch.“

Aber manchmal wollte ich weder seinen kleinen Finger noch seine Nase noch sonst etwas von ihm haben. Das war, wenn er mir die Ohrläppchen so fest nach unten auf die Schultern zog, bis ich weinen musste. Wenn ich frech zu Mutter gewesen war oder zu nah an der Becke gespielt hatte. Manchmal hatte ich sogar Angst vor ihm. Das war, wenn aus der Timmerkaamer, wo es hämmerte und klopfte, plötzlich ein lautes „Verdumme Dritte! Verdamm!“ zu hören war. Oder viel schlimmer, wenn er mit einem Stock oder sogar der Grepe auf einen der angeketteten Bullen schlug und dabei „Du Düwel! Du verfluchter Satan!“ rief. Dann waren wir alle mucksmäuschenstill, Großmutter bekreuzigte sich und Mutter schlug die Hand vor den Mund. Das war meist an Tagen, wenn Vater mit krummem Rücken lief. Onkel Gerd und Onkel Anton, Vaters Brüder, und auch Tante Thea und Tante Luzi, seine Schwestern, sagten, das habe er aus Russland mitgebracht. An solchen Tagen machte ich einen großen Bogen um ihn und lief zum Draii, wo ich an der Weide auf Onkel Peters, den Postboten, wartete. Jeden Vormittag brachte er die Zeitung, und manchmal nahm er mich ein Stück auf seinem Moped mit. Vater, Mutter und Großmutter warteten bereits beim Tienührken auf ihn. Vater nahm den vorderen Teil, Mutter den mittleren und Großmutter den hinteren.

Meistens aber gefiel mir Vaters Nase und auch sein Pfeifen. Und vor allem seine Geschichten. Denn er war ein begnadeter Erzähler, das fanden auch andere, mit einer klaren, warmen und ruhigen Stimme. Kein Hitzkopf, wie es einige gab, trotzdem nicht auf den Mund und, schon gar, nicht auf den Kopf gefallen.

Geschichte(n)

„Papa, vertäll uss van früher!“, bettelten wir Kinder.

Sonntags beim Mittagessen zögerten wir das Dankgebet hinaus, denn er hatte uns zu einer seiner Erinnerungen mitgenommen. Die langen Sommerabende in der Gartenlaube waren zu kurz, das Windlicht brannte zu schnell nieder, wenn er Geschichten erzählte. Es begann mit einem Lächeln auf dem offenen Gesicht, in dem die Augen meist glänzten, von den Tabletten oder vor Freude, manchmal auch wegen der Tränen. Aber dann stand er schnell auf und ging hinaus auf den Hof.

Während wir gemeinsam, auf den Knien liegend, zum Vereinzeln der Rüben im Frühjahr oder Kartoffellesen im Herbst, übers Feld krochen, vergaßen wir

die endlos vor uns liegenden Reihen, denn unsere Ohren hingen an seinem Mund. Je nach Länge des Feldes verkürzte oder verlängerte Vater die Geschichte. Etwa die, wie Bessvaader mit seinem weißen Hund auf Brautschau war. Pünktlich zum Abschluss eines Kapitels gelangten wir an das Kopfende. Wir richteten uns auf, reckten und streckten die gebeugten Rücken. „Gott sei Dank!“, fasste Vater mit munterem Blick zusammen, „wägen, stellt u vöör, Bessvaader wass no Amerika hegon! Dann wärn wi no nich in dat schöne Wiesken! Un we wätt, off ik dann uhne Mamma troffen hätt!“^{*} Das war ganz und gar nicht vorstellbar! Bessvaaders alter Stock steckte stets an der Traktorseite. Auch zeigte Vater uns die Stellen, wo Bessvaader im Gras seine Nickerchen gehalten hatte. So kam es, dass unser Urgroßvater, der lange vor meiner Geburt starb, ein mir vertrautes Familienmitglied war. „Und Bessmooder?“, fragte jemand. „Ach, Bessmooder“, seufzte Vater, „das war eine fromme und stille Frau“, womit die Geschichte bereits zu Ende war. Und Bessvaader ihr wieder mit einer seiner Anekdoten, wie die mit dem rosa Ferkel hinter dem Ofen, die Show stahl. Dafür standen Bessmooders Spinnrad und ihre Hochzeitstruhe, letztere übrigens bis heute, prominent in der Eingangsdiele und Bessmooder empfing, somit quasi bildlich, jeden Besucher als Erste.

„Kommt! Nicht trödeln! Müssen heute noch fertig werden!“, rief Mutter, und erneut gruben wir die Knie in die Erde und der kleine Menschenschwarm, Vater, Mutter und die vier Kinder, setzte sich langsam wieder in Bewegung, vor uns die endlos langen Reihen. „Papa, vertäll wiedder!“

Abends nach dem Pannekooken zog Vater aus dem Stubenfach, dem Bookschapp, seine Kladden oder Karten hervor. „Kiekt! Ik zeich u wo ik öwwerral wär!“^{**} Unter der Schirmlampe steckten wir die Köpfe über den Papieren zusammen, so eng, dass wir uns gegenseitig das Licht wegnahmen. Vater strich die Seite glatt und fuhr mit seinem Finger darüber. Von Wiesken nach Hamm, zur Zugspitze, nach Paris und dann auf die andere Seite Richtung Russland. Er lachte bei der Zugspitze und grinste bei Paris. Doch bevor er nach Russland fuhr, hob Mutter den Kopf von ihrem Stopfkasten auf: „Hört auf! Ist schon spät!“, und Vater begann zu gähnen und klappte alles wieder zu. Zwischen den Jahren, wenn auf dem Hof alles ruhig war und er Bilanz zog, öffnete er die Truhe und holte noch mehr Papiere und Rollen und Kästchen hervor.

Auch Großmutter konnte gut erzählen, etwa, wenn wir im Sommer gemeinsam Brombeeren pflücken gingen. Oder wenn wir mit dem Rad, ich bei ihr auf dem Gepäckträger, zu ihrem Elternhaus führen und sie an immer derselben

* Weil, stellt euch vor, Urgroßvater wäre nach Amerika gegangen! Dann wären wir jetzt nicht im schönen Wiesken. Und wer weiß, ob ich dann eure Mama getroffen hätte!

** Schaut! Ich zeige euch, wo ich schon überall war.

Abzweigung hielt: „Kiek. Hier ist uns damals beim Brautwagen der Schnaps ausgegangen“, und dabei richtig lachte, was sie sonst eher selten tat. Oder sonntagsmorgens, wenn alle im Hochamt waren, und ich Großmutter beim Kochen half. Auf der glänzenden Kokkmaschine rührte sie einen dicken Grießbrei mit Butter, Muskat und Ei an, und ich durfte danach die Klößchen zwischen meinen Händen rollen. Es war mein erstes Rezept. Da war Großvater, den ich noch vom Hoppe-Hoppe-Reiter-Spiel kannte, schon oben im Himmel und aß dort weißen Reis mit Zimt und Zucker. Sein Bild hing eingerahmt in der Stube, neben dem von Onkel Franz, der im Krieg gefallen war.

Sogar die alte Tante Joseffi, obwohl sie einen Klumpfuß hatte und deshalb nicht heiraten konnte und daher oft bei uns wohnte -, sogar Tante Joseffi wusste viel. In der Stube half ich ihr beim Einfädeln oder Knöpfe-Suchen, wenn sie von Kaisers Geburtstag schwärmte: „Da haben wir uns schön angezogen und Lieder gesungen.“ Ihre Schwester, Tante Magda, kam gelegentlich zu Besuch und flüsterte mir Geschichten von Viehhändler Abraham, dem Juden, zu, aber nur, wenn wir beide alleine waren. Bis sie einmal Krach mit Vater hatte, und danach nichts mehr erzählte.

Auf den zahlreichen Visiten – Namenstage, Kommunion und Allerheiligen und wer weiß, was noch – ging es immer hoch her. Das Gelächter, die Debatten und das Geschnatter hallten durch Haus und Hof, sobald die Onkel und Tanten, die Kölner in Mercedes und BMW, und kurz darauf die Bottroper und Leidener in Volkswagen und Fiat, angefahren kamen. Es begann mit einem Rundgang über den Hof und einen Blick in den Hook, wer neu gebaut hatte, wer den Hof aufgegeben oder gar verkauft hatte. Beim Essen am langen Stubentisch stand zu Suppe und Tafelspitz dann das Thema plötzliche Verlobungen, Hochzeiten und Todesfälle an. Beim Sauerbraten kam die von Mutter gefürchtete „Politik“ mit Erhard, Schiller, oder am schlimmsten, mit Brandt dran. Das alles war nur Geplänkel im Vergleich zu dem, was dann kam. Wenn nämlich Onkel Ede wieder anfang, über die dicken Bauern in ihren dicken Dieseln zu schimpfen – was alles noch zivil ausging –, bis dann aber Onkel Albert, der zweite Sozi in der Runde, partout die Sache mit Großvater, der Partei und dem Krieg wieder aufwärmen musste. Und nur Mutter, nämlich wenn sie die Herrencreme auf den Tisch stellte, alles einigermaßen wieder ins Lot bringen konnte: „Mein Jott, Martha, wat hasse dir für Arbeit jemacht!“, riefen die Tanten im Chor.

Da war dann auch Zeit für das Fotoalbum. Die ersten Seiten mit ein paar vergilbten, dafür am Rand schön gezackten Schwarz-Weiß-Fotos; aber ab der Agfa wurde es bunt, drei vollbeklebte Seiten pro Jahr. Mein Liebling war die Aufnahme mit Mutter und den vier Tanten, ihren Schwägerinnen, alle in ihren besten Kleidern, Tante Eva mit hohen roten Stöckelschuhen und Mutter in dem grünen Seidenkleid. „Alle wie die Loreen“, seufzte einer der Onkel, und

spätestens mit Blick auf ihre Frauen waren sie alle wieder versöhnt. Dass aber Mutter die schönste von allen war, konnte jeder auf den ersten Blick erkennen.

Eigentlich konnten alle gut erzählen. Die Einzige, die behauptete, sie habe kein Talent dazu, war Mutter. Aber das stimmte gar nicht, was wir erst viel später bemerkten. Richtig ist, dass sie immer im Stall, auf dem Feld oder im Garten war, und selbst wenn sie tatsächlich neben uns saß, ihre Gedanken anderswo kreisten, nämlich schon bei der nächsten Arbeit, etwa den Hühnermist wegfahren. Erst als Seniorin hatte sie für ihre Erzählungen den Kopf, und auch ihr kesses Lächeln, manchmal ihr volles Lachen, das zwischenzeitlich verloren schien, das kam später zurück.

„Was hat euch Papa denn da für einen Quatsch erzählt?“, empörte sich Tante Luzi, als ich auf einer der Visiten, kurz nach der Jahrtausendwende, eine meiner ersten Geschichten vorlas. „Das ist doch gar nicht wahr! Das war doch ganz anders! Und ihr Männer habt doch sowieso keine Ahnung!“ Doch Tante Thea lächelte nur, und Onkel Gerd und Onkel Anton hoben die Brauen: „Da hat jeder eine andere Sicht auf die Dinge und ein anderes Gedächtnis.“

Erneut achtzehn Jahre später, auf der Vierzig-Jahre-Abifeier, erzählte ich von meinem Vorhaben, ein Buch über vier Generationen einer Bauernfamilie zu schreiben. „Ha! Bei euch auf dem Land, da ist doch nix passiert!“, meinte Tom, damals Zugezogener aus Frankfurt und auch jetzt wieder dort. Dass seine Meinung echter Quatsch war, wusste ich von Anfang an. „Gibt doch gar keine Bauern mehr“, sagte eine andere, „ist doch alles nur noch Industrie.“ Niederschmetternd war natürlich der letzte Kommentar: „Wen interessieren die alten Kamellen heute noch?“

Westmünsterland mittendrin

Die Region, um die es hier geht, mögen auch andere sagen, ist fern vom Rest der Welt. Doch das ist falsch. Denn das Westmünsterland, wie es heute heißt, der östliche Zipfel des früher geläufigeren niederländisch-deutschen Hamalands, geschichtsreicher Natur-, Wirtschafts- und Kulturraum, war immer Teil nicht nur der weiten Welt, sondern auch ein Zentrum für sich. So wie auch Wiesken, der Floiterhook und der Deepen Grund, irgendwo zwischen Münster und Essen, Wesel und Hamm, unweit der Issel, Rhein und Ruhr.

Flache Urmeere, Eiszeiten und Urwälder, ein Wechsel aus Warm- und Kaltzeiten schufen die westfälische Tieflandbucht mit einem geringen Relief, in dem seltene Höhen von hundert Metern wie der Lünsberg schon als besondere Geländepunkte gelten. Auf den nährstoffarmen Sanden, vereinzelt auch Lehmen, dunklen Böden und Mooren, herrschten einmal mächtige Saurier und